

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 15 (1910-1911)
Heft: 3

Artikel: Fräulein Susannens Weihnachtsabend
Autor: Ebner-Eschenbach, M. von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310772>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort — Ein Zufluchts- und ein Sammelort.

Schweizerische

Lehrerinnen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizerischen Lehrerinnen-Verein

Erscheint je am 15. jeden Monats

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 2.50, halbjährlich Fr. 1.25. Inserate: Die gespaltene Petitzeile 15 Cts.

Adresse für Abonnements, Inserate etc.: Buchdruckerei Buehler & Co. in Bern.

Adresse für die Redaktion: Fräulein Dr. E. Graf, Sekundarlehrerin in Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees

Frau Zurlinden-Bern; Fräulein Benz-Zürich; Fräulein Blattner-Aarau; Fräulein Wohnlich-St. Gallen.

Inhalt von Nummer 3: Fräulein Susannens Weihnachtsabend. — † Friedrich Knuchel. — Mitteilungen und Nachrichten. — Unser Büchertisch. — Stellenvermittlung.

Fräulein Susannens Weihnachtsabend.*

Von M. von Ebner-Eschenbach.

Fräulein Susette, oder wie sie sich lieber nennt, Susanne, spazierte am Weihnachtsabend munter in ihrem Zimmer hin und her. Sie hatte viele Leute bescher't, versetzte sich nun im Geiste zu dem und jenem der angenehm Überraschten und befand sich da sehr behaglich. Ihre zu kleinen, aber flinken und geschickten Hände schlugen gleichsam den Takt zu der Freudenmusik in ihrem Innern, indem sie die beinernen Nadeln der Strickerei rasch und gleichmässig klappern liessen.

Anderen Vergnügen machen, ist ein Vergnügen für jeden natürlich gearteten Menschen, dachte sie, für mich aber, die so spät dazu kam, ein berauschendes Glück. — Wenn einem die Eltern missraten sind, wenn man ein langes Dasein der freudlosen Pflichterfüllung, der Unterwürfigkeit und Entbehrung hinter sich hat und erwacht eines Morgens selbständig, frei, wohlhabend, gar nicht mehr jung, aber mit einem ungehobenen Schatz an Heiterkeit im Herzen, ist das nicht zum Übermütigwerden? Fräulein Susanne wurde denn auch übermütig und machte ausschweifenden Gebrauch von ihrer Unabhängigkeit und von ihrem Reichtum.

Sie hatte viele Jahre mit ihrer begüterten, aber vom Geizteufel besessenen Grossmutter in einer armen Leuten abgemieteten Dachkammer gelebt. Wie gelebt! Als geduldige und misshandelte Magd. Dennoch vergoss sie am Sterbebette ihrer Tyrannin ehrliche Tränen.

Nach dem Tode der alten Frau befand sich Susanne, deren einziges Enkelkind, im Besitze eines nach ihrer Auffassung grossen Vermögens. Die Erbin bezog nun eine hübsche, aus drei Zimmern und einer Küche bestehende Wohnung im vierten Stocke eines stattlichen Hauses in der Göttweihergasse. Sie nahm ein Dienstmädchen auf, ging oft spazieren und stieg, wenn sie müde wurde, in einen Stellwagen, ohne weiteres — wie eine Prinzessin.

* Mit gütiger Erlaubnis des Verlags Gebr. Paetel, Berlin, abgedruckt aus den gesammelten Werken der Verfasserin.

Der Luxus jedoch, den sie am masslosesten betrieb, war der Verschenk-Luxus. Ihm ergab sie sich immer, besonders aber um die gebenedeite Weihnachtszeit. Ein solcher Christabend, an dem Susanne auf- und abpendelte in ihrer guten Stube — sorgfältig vermeidend, den Rand des kleinen, unter dem Tische liegenden Teppichs zu betreten, um ihn nicht abzunützen, und an alle die Menschen dachte, denen sie eine Freude bereitet hatte, ein solcher Christabend . . . niemand vermag seine stillen Entzückungen zu schildern. Susanne wusste nur eins: sich von den Hochgefühlen, die sie jetzt beseelen, immerwährend beseelt denken, und sie hat eine Vorstellung dessen, was himmlische Seligkeit ist.

Auf einmal blieb das Fräulein stehen und horchte. Durch die Wand aus der Wohnung nebenan, war das Gekreische jubelnder Stimmen herübergedrungen. Haha, die Kunzelkinder! Nur zu! Dieser Jubel macht ihr kein geringes Vergnügen, denn sie ist dessen Urheberin. Sie hat den Christbaum gekauft und geschmückt, der jetzt solchen Beifallssturm erweckt. Ohne sie hätten die Nachbarn einen traurigen Weihnachtsabend gehabt. Sie war kürzlich dem Haupte der Familie, dem Herrn Kürschnermeister Kunzel, und seinem ältesten Sprössling, dem siebenjährigen Toni, auf der Treppe begegnet und hatte zu dem Kinde gesagt: „Nun, Toni, freust du dich auf den Christbaum?“ worauf der Junge seine kleinen, tiefliegenden Augen gesenkt, die Unterlippe vorgeschoben und etwas Unverständliches gemurmelt, der Kürschnermeister jedoch mit einer weit-ausholenden Schwenkung des Hutes und ehrfürchtiger Verbeugung geantwortet hatte: „Ach nein, gnädigstes Fräulein, heuer hält sich das Christkinderl bei uns nicht auf . . . Es wird . . . es hat . . .“ Er stockte, fuhr langsam mit seiner breiten Hand über den Kopf und setzte verlegen hinzu: „Es muss sparen . . . auf eine neue Wiege — mit Zubehör . . . die alte tut's durchaus nicht mehr . . .“

„Mein Gott, das Sechste, und ich habe schon das Vierte und das Fünfte aus der Taufe gehoben!“ sagte Susanne zu sich selbst, und zu Herrn Kunzel sagte sie nichts, sondern ging stumm und unaufhaltsam ihrer Wege, was sie später sehr bereute. Wenn man auch keineswegs gesonnen ist, bei Nummer Sechs Taufpatenstelle zu versehen, läuft man doch nicht mit unanständiger Eile davon, weil einem dessen bevorstehende Ankunft angezeigt wird. Das Schlimme, ja das Abscheuliche dabei ist, dass Susanne um die Gunst, die sie eben in Gedanken verweigerte, niemals gebeten worden war, sie vielmehr selbst angeboten und sogar nach der Geburt von Nummer Fünf aufgedrungen, als sie gehört hatte, die Kürschnersleute finden keine Patin für ihre Jüngste.

Wie überrascht waren sie gewesen, da Susanne im Augenblick der grössten Verlegenheit als rettender Engel erschien, aber auch, wie ehrlich beschämt! Der Mann ganz rot, und die Frau ganz blass, hatten zuerst an das grossmütige Anerbieten kaum glauben können. Sie hatten einander bestürzt angesehen und gemurmelt: „Nein, Mutter . . . das wäre zu viel.“ — „Nein, Vater, das gibt's nicht . . .“

Und einmal wieder hatte Susanne, was „zu viel“ ist und „was es nicht gibt“, getan und einmal wieder in den auserlesensten Hochgefühlen geschwelgt und sich in eine neue Gelegenheit zu fortwährenden Opfern hineingestürzt mit Mutius Scävola'scher Begeisterung.

Das der wirkliche Sachverhalt, bei dem sich die Noblesse des braven Ehepaars so deutlich geoffenbart, und aus dem Susanne so wenig gelernt hatte, dass sie entfloh, wie vor einer Gefahr, vor der Aussicht auf ein neues Kunzelchen.

„Welche Abgründe dem Menschenherzen, sogar in einem ganz leidlichen!“ klagte sie. „Stille, schwarze Wässerchen, verborgene Miserabilitätsadern in einem scheinbar gesunden Organismus.“

Susanne hatte viel gelitten durch die Erinnerung an ihr schnödes Benehmen gegen Herrn Kunzel, und das Gejauchze seiner Kinder, das sie jetzt vernahm, wirkte unsagbar heilend auf ihre Seelenwunde. Gar lebhaft und innig regte sich in dem Fräulein der Wunsch, ein bisschen hinüberzugehen zu den guten Leuten, um persönlich an ihrer Freude teilzunehmen.

Aber der Respekt der Einsamen vor der Familie, die man an einem Tage, wie der heutige, in ihrem friedlichen Beisammensein nicht stören darf, hielt sie davon ab, und so fuhr sie fort, ihre Besuche vergnügt in Gedanken abzustatten.

Sie flog in die Brigettenau zu ihrer Wäscherin und von da zu dem Buchbinder Hasse in Lerchenfeld, in die Kumpfgasse zur alten Blumenresel, zu lauter wackeren, schwer ringenden Menschen, die heute aufatmen — Susanne hat sie von ihren drückenden Sorgen befreit. Von der Kumpfgasse begibt sich das Fräulein nach der Freiung; sie tut es ein wenig zögernd.

Ach — es kann nicht anders sein! Wenn sie von Leuten kommt, die sich eine Ehre aus ihr machen — jetzt naht sie einer Wohnung, die auch nur im Geiste zu betreten, eitel Ehre für sie ist, denn in dieser Wohnung residiert ihr Vetter Joseph, der Herr Hofrat. Ein Pracht- und Mustermensch, der Vetter Hofrat, angebetet von seinen Untergebenen, hochgeschätzt von seinen Vorgesetzten, ein Beamter mit grosser Zukunft. Und was für ein Ehemann! Die Ritterlichkeit, die Liebe selbst. Verehrter Joseph! Ja, was für ein Ehemann! Was für ein Vater und — Susanne darf sagen — was für ein Vetter!

Musterhaft schon von jeher, hatte Joseph aus reinem Pflichtgefühl die Grosstante manchmal in ihrer Dachkammer besucht und auf Susanne einen Eindruck gemacht, dessen Tiefe sie erst ermass, als sie hörte: der Vetter heiratet ein schönes, sehr reiches Fräulein.

Sie erschrak tödlich über diese Nachricht und dann über ihr Erschrecken. Hatte sie denn auf ihn gehofft, den Hohen, Einzigen? — Niemals! Mit Seelenstärke überwand sie ihren unberechtigten Schmerz; sie begeisterte sich sogar für die Frau ihres Herrn Veters und fuhr fort, ihn zu bewundern. Seine glänzende Heirat machte ihn nicht hochmütig, er blieb immer gleich huldvoll gegen die arme Susanne.

In ihren schwersten Tagen — nie wird sie es ihm vergessen — wenn sie ihn auf der Strasse traf und wegen ihres in der Auflösung begriffenen Fähnchens und ihres ärmlichen alten Umhängetuches vor Beschämung am liebsten zu einem Schatten auf dem Trottoir zerfließen wäre — hatte er sie nie verleugnet. Im Gegenteil, er hatte sie immer gar freundlich gegrüsst mit zwei Fingern der schwedisch behandschuhten Rechten, die er eigens zu diesem Zwecke, sogar im Winter, aus der Tasche des kostbaren Paletots gezogen, manchmal auch: „Gu'n Morgen, Sette“, dazu gesagt. . . .

„Gu'n Morgen, Sette!“ Wie lange, wie süss hatte es immer in ihr nachgehallt und sie mit einem Klange umschmeichelt, für den sie nur *eine* richtige Bezeichnung fand — einem balsamischen Klange.

Jetzt, zu Geld und Gut gekommen, zeigte Susanne sich dankbar, indem sie jede Gelegenheit ergriff, ihrem Vetter oder einem der Seinen eine Aufmerksamkeit zu erweisen, und mit den Christgeschenken trieb sie es grossmütiger

von Jahr zu Jahr. Ihr Budget wurde dadurch sehr beschwert, aber ihre Seele bekam Flügel.

Und — noch mehr. . . .

Mit den Wonnen des heutigen Tages erschöpfte das Glück sich noch nicht. Es brachte eine Fortsetzung — einen unaussprechlich lieben Besuch. Morgen, Susanne darf darauf rechnen, nach der heiligen Messe, wird der Vetter weihrauchduftend erscheinen, in Begleitung seiner imponierend schönen Frau, seines lieben fünfzehnjährigen Sohnes und seiner kleinen Tochter. Sein mächtiges, glattrasiertes Gesicht wird von dem Lichte würdevollen Wohlwollens erhellt sein, und er wird sagen: „Wirklich, Sette, zu viel, wir bitten. . . .“

Die schöne Base jedoch wird ihm ins Wort fallen — spöttisch lachend, wie sie pflegt, wahrscheinlich weil es ihr so reizend steht: „Nein, wie die gute Sette nur jedesmal errät, was wir uns am meisten wünschen! Wie sie das nur anfängt, die gute Susette!“

Eine grosse Verwirrung wird sich des Fräuleins bemächtigen. Sollte die Kammerjungfer das geheime Einverständnis, in dem sie sich befinden, verraten haben? — Aber nein, das wäre zu schlecht, solche Schlechtigkeit kann nicht vorkommen in der Nähe *dieser* Menschen. Damit wird sie sich trösten. Es werden noch einige Reden gewechselt werden, und dann wird Joseph aufstehen und sprechen: „Wir sind auch gekommen, um dir glückliche Feiertage und ein glückliches neues Jahr zu wünschen, Sette. Kinder, gratuliert der Tante!“

Die wohlerzogenen, artigen Kinder werden sogleich die Absicht an den Tag legen, ihr die Hände zu küssen, was sie natürlich nicht zugeben wird. Und die schöne Cousine wird — abermals mit ihrem reizend spöttischen Lächeln, ihre Wange der Wange Susannens bis auf einen Zentimeter nähern und dabei die Luft küssen. . . . Und dann werden sie gehen, und Susanne wird sie bis an die Haustüre begleiten, ins Zimmer zurückeilen, die Arme ausbreiten und rufen:

„Sie waren da! Sie waren da!“ und Rosi, die verdienstvolle Magd, wird ihre Zustimmung kundgeben.

„No jo. Dos sind holt Herrschoften. Do hobn's Fräul'n auch amol an B'such von Herrschoften kriegt und nit immer nur von so Leut, die wos wollen. No jo!“

Ach, der Vorgenuss und der Nachgenuss, das sind die rechten. Der Augenblick selbst hat etwas Überwältigendes. . . . Schon das gewisse Würgen im Halse, das sich einstellt, wenn um zwölf die Glocke ertönt. . . .

Hilf Gott! just als sie es denkt, da läutet's. Was bedeutet das? Wem kann es nur einfallen, daher zu kommen am Weihnachtsabend? Rosi erwartet allerdings ihre Schwestern, aber die klingeln nicht, die klopfen.

Etwas Unheimliches ist's zum Glücke nicht, das Fräulein hört die Dienerin auf dem Gange sehr heiter sprechen, und nun tritt die schmunzelnd ein und sagt:

„Eine Visit! soll ich anmelden. No, Tonerl, is's g'fällig?“

Es ist gefällig; der Angerufene, Toni Kunzel, erscheint. Mit ernster, geschäftsmässiger Miene, den grossen, lichtblonden Kopf vorgebeugt, kommt er daher, nähert sich dem Tische und legt drei Pakete von verschiedener Grösse auf ihn hin. Zu grüssen hat er vergessen vor lauter Wichtigkeit. Er wickelt das Mitgebrachte schweigend aus den vielen, nicht eben blanken Papieren, in die es eingehüllt ist, knüllt jedes extra zusammen und steckt es in die rück-

wärtige Tasche seines grünen Jäckchens, das zuletzt wegragt wie ein Pfauenschwanz.

Nach und nach sind zum Vorschein gekommen: eine vergoldete Nuss, ein roter Apfel und ein lebzelteener Husar, mit einem von kleinen Zähnen etwas abgenagten Federbusch. Toni legt alles schön nebeneinander, ändert die Reihenfolge einigemal, bis sie ihm recht ist und der Husar zuerst und die Nuss zuletzt kommt. Dann fährt er mit dem Rücken der Hand an diese Darbringung, sie gleichsam unterstreichend, vorbei und sagt:

„So, Fräul'n. Nimm Sie sich das. Weil heut Christabend ist. Dass Sie auch was hat —“ und sieht sie dabei so kapabel und überlegen an, aus unsagbar treuherzigen und unschuldigen Augen, und wartet siegessicher auf die Äusserung des Beifalls, den seine Grossmut erwecken muss.

„O, du Toni!“ will Susanne ausrufen, aber mitten im Satze kippt ihre Stimme um; es schießt ihr heiss in die Augen, und ihr Näschen rötet sich. Sie nimmt den edlen Spender beim Kopf und drückt einen Kuss auf seinen Scheitel, und Toni, offenbar ungemein geschmeichelt und gerührt, packt ihre kleine Rechte und küsst sie zärtlich. Dann lässt er noch eine Anpreisung und Gebrauchsanweisung seiner Gaben folgen: „'s is alles gut. Alles vom Christkindel. Sie kann alles essen, auch die Nuss. Aber schad wär's halt.“

Damit empfiehlt er sich.

Das Fräulein ist wieder allein. Süsse, schöner denn je belebte Einsamkeit! . . . „O, du Toni!“ und: „Nein, das Kind!“ sagt sie unzähligemal. Da hat sie nun die erste Christbescherung erhalten in ihrem ganzen Leben, und das macht ihr einen Eindruck sie wird ganz töricht, als sie sich Rechenschaft von ihm geben will. . . . Es ist ein himmelblauer Eindruck, meint sie, und lacht, und strickt dazu. Himmelblau mit goldenen Sternchen, und stellenweise, wo er durchsichtig wird, guckt ein wehmütig grauer Hintergrund heraus. Musik ist auch dabei, die Sternchen klingen. Ein wenig verrückt ist diese Idee sei's darum! Nach einem ausserordentlichen Ereignis hat man eben andere als Werkeltagsgedanken — und was fährt Susannen nicht alles durch den Kopf! Viel angenehmer Unsinn, an den sie beileibe nicht glaubt, den sie sich aber doch vorspiegeln lässt von Dame Phantasie, weil die heute so gut bei Laune ist.

Wenn ein Kind das Herzensbedürfnis empfand, dich zu beschenken, spricht die alte, ewig junge Faslern, warum sollten nicht auch Erwachsene es empfinden? Warte nur, was heute noch alles kommt!

Susanne überlegt: Was sollte kommen? Wer sollte mir etwas schenken? Der es tun könnte, der Vetter, ein Familienvater, hat andere Sorgen — und meine übrigen Bekannten sind arme Leute.

Das macht nichts. Auch die können geben. Die Blumenresel zum Beispiel, die gerade jetzt, dank deiner Verwendung, dreissig Jubiläumssträusse in der Singerstrasse abzuliefern hat, könnte wohl im Vorübergehen eine schöne, frische Rose für dich abgeben. Sie brauchte sich deiner nur zu erinnern, wie der kleine Toni sich deiner erinnert hat. . . . Und der Buchbinder Hasse in Lerchenfeld, für den du den Mietzins erlegtest, und der aus Abschnitzeln so allerliebste Notizbüchelchen macht. Ein Dutzend davon hast du ihm abgenommen und gleich verschenkt bis auf eines, das du kindische, alte Person gar zu gern selbst behalten hättest, das rehbraune mit dem vierblättrigen Klee. Du überwandest diese Regung des Geizes, denn Rosi lechzte ja förmlich nach dem Büchlein, im

Interesse ihres Teilhabers ohne Zweifel. Wenn nun dem guten Hasse einfiel, was dem Kunzeltoni eingefallen ist, dass auch du am Christabend etwas haben sollst, wenn der Meister ein solches Büchlein brächte, oder schickte durch die Post. . . . Es wäre noch Zeit, eben schlägt's sieben, da kommt der Briefträger ins Haus. . . .

· Kling! Kling! o Tag der Wunder! werden Hirngespinnste zu Erlebnissen? — Es hat wieder geläutet! Rosi geht, die Haustür zu öffnen und schreit so laut auf, dass man's deutlich bis ins Zimmer hört: „Jo wos denn? No, so wos. . ..“ Und schon wirbelt sie herein, und ihr auf dem Fusse folgt ein Kommissionär, dessen Gesicht gerötet und dessen Gang etwas schwankend ist. Er trägt ein mit winzigen Kerzen bestecktes, mit dem feinsten Konfekt behangenes Christbäumchen.

Susanne starrt und starrt und bringt keine Silbe über die Lippen.

Um so beredter ist Rosi; die spricht ohne Aufhören: „Von der Freijung Nummer sechszehn is er gschickt, sogt er. No jo, vom Herrn Vetter, un i sog's holt — die Herrschoften. . . . 's is lang nix kommen, aber wenn amol wos kommt, kommt wos rechts. Do stellen's es her auf'n Tisch, 's Christbäumerl.“

Merkwürdigerweise zögert der Kommissionär; er sieht sowohl Rosi wie Susanne betroffen an und sagt, er habe den Auftrag, das Präsent dem Fräulein persönlich zu übergeben. Die Versicherung Rosis, das Fräulein stehe vor ihm, will ihm nicht einleuchten. Fräulein Rainer mit einem A sei ihm gesagt worden.

„Reiner mit E“, berichtigte Susanne, und er wiederholt:

„Mit E?“ und stellt das Bäumchen auf den Tisch, um in einer Tasche nach dem Adresszettel zu suchen, den ihm sein Auftraggeber eingehändigt hat. Rosi's Geduld jedoch ist erschöpft. Sie nimmt den Mann bei den Schultern und schiebt ihn mit kräftigen Armen aus dem Zimmer. Der Angetrunkene sucht Widerstand zu leisten, es ist aber vergeblich.

„Gib ihm einen Gulden!“ ruft Susanne ihrer Dienerin nach. Und das kommt mit einem Jauchzen heraus. glückseliger als das der Kunzelkinder. Die Jugend ist die Zeit der Freude, sagen die Leute. Irrtum! Irrtum! alt muss man sein und eine Freude kaum noch erwartet haben, um sie zu begrüßen, wenn sie erscheint, wie Frühlingsodem an einem Wintertag.

Unwillkürlich hat Susanne vor dem Bäumchen die Hände gefaltet. Ich lasse einen Glassturz darüber mächen, beschliesst sie, an meinem Sterbebette soll es stehen. Mein letzter Blick soll darauf fallen und Gott dankeu, dass er seine Menschen so gut gegen mich sein liess.

Wie Susanne das Bäumchen immer aufmerksamer betrachtet, entdeckt sie halb verborgen im Moose, das den zierlichen Stamm umgibt, ein Päckchen in schneeweissem Papier. Sie entfaltet es: Sein Inhalt besteht in einem mit rosafarbigem Atlas überzogenen Etui. Auf dem Deckel ist ein Papierstreifen angesteckt, der eine in der mikroskopischen Schrift des Veters ausgeführte Widmung trägt. Sie lautet:

Es zeigt dir dieser Stein hier

Was immer ist ohne Dir

Dein Seppel.

Ohne „Dir“ und — „Seppel!“ O verehrter Joseph! — Nun, ein Scherz, aber, Susanne kann sich nicht helfen, er hat etwas Verletzendes für sie, und geradezu von Schwindel wird sie ergriffen, als sie das Etui öffnet und . . .

Gott! was blinkt und blitzt ihr entgegen in allen Farben des Regenbogens? — ein wundervoll gefasster Solitär.

Wahrlich, das übersteigt das Mass, innerhalb dessen eine freudige Überraschung noch angenehm ist, das geht in das Gebiet des beunruhigend Unbegreiflichen über.

Am liebsten würde Susanne die Widmung von dem Etui herabnehmen und dieses, sorgfältig verpackt, sogleich mit einigen dankend ablehnenden Zeilen an den Vetter zurückschicken. Doch fürchtet sie, in dadurch zu verletzen und beschliesst, die delikate Angelegenheit morgen mündlich abzumachen. Halb im Scherz, halb im Ernst wird sie den Vetter fragen, ob er sie für eine Person hält, die man ohne weiteres grausam beschämen darf, und den Solitär an *das* Herz legen, an dem er seine Heimstätte zu suchen und zu finden hat, das Herz der Gemahlin.

Susanne hat sich in Gedanken alles zurechtgelegt, aber schlafen wird sie heute kaum. Die Sorge um den wertvollen Schmuckgegenstand, den sie gegen ihren Willen in Verwahrung hat, wird ihr die Ruhe rauben. Noch ist sie unentschieden, in welchem ihrer Schränke sie ihn bergen soll, als derbe Schritte das Nahen Rosis anzeigen und Susanne nichts übrig bleibt, als das Päckchen einstweilen wieder im Moose zu verstecken. Mit einem brennenden Wachsstock in der Hand tritt die Magd ein, ist sehr unwirsch und brummt: „Nit zum Wegbringen, der Mensch. Betrunkn wie a Kanon am heiligen Abend. Steht noch auf der Sieg'n und studiert sei schmierige Adress. Nummer fünf heisst's, sogt er, Nummer drei heisst's, sog i, kennen's nit lesen?“

„Nummer fünf?“ fragt das Fräulein beunruhigt, „liebe Rosi, wenn es wirklich fünf hiesse und nicht drei?“

Ihr Bedenken wird mit einer Überlegenheit belächelt, die ihr wohltut; dabei zündet die Magd Kerzlein um Kerzlein an. Das reichgeputzte Bäumchen erstrahlt in magischem Glanze, und dieser Glanz dringt in alle Seelentiefen Susannens und leuchtet jeden Zweifel, jede leise auftauchende Sorge hinaus.

Sie ist völlig verzückt. Ihr gutes, kleines Mops Gesicht gewinnt einen Ausdruck rührend reiner Freude, und sie sagt glücklich bewegt: „Mein erster Christbaum, Rosi, mein erster Christbaum, so — —.“

Die zweite Silbe bleibt ihr in der Kehle stecken. Es hat wieder geläutet, hastig, ja wild. Susannens Augen richten sich erschrocken auf ihre Magd. Die jedoch ist ganz übermütig: „Heut geht's ober zu! Jo, jo, vielleicht schickt seine Majestät, der Kaiser wos.“

Sie enteilt, um die Türe aufzureissen vor der neuen Überraschung, und eine Überraschung ist's, aber was für eine!

Drausen lässt das Drohen und Fluchen einer rauhen Männerstimme sich vernehmen. Ohne anzuklopfen, ohne die Mütze zu rücken, poltert der Kommissionär ins Zimmer, schimpft fürchterlich, als er die angezündeten Kerzchen am Christbaum erblickt, bläst gleich drei, vier auf einmal aus und fährt Rosi, die ihm auf dem Fusse gefolgt ist, grob an. Er hat es ja gesagt, hinüber auf Nummer fünf gehört das Bäumerl, zur Rainer mit A, und nicht zu einer alten Schachtel mit E. Den Guldenzettel, den sie ihm gespendet hat, wirft er auf den Tisch. Da hat sie, was ihr gehört, und jetzt hofft er nur, dass ihm nichts weggekommen ist, sonst — den Weg zur Polizei kennt er, den braucht ihm niemand zu weisen.

Kurz, nachdem er sich benommen wie in einer Diebshöhle, nimmt er das Bäumchen in den Arm, trampelt davon und schlägt hinter sich die Türe zu, dass alles dröhnt.

Susanne liess sich auf einen Sessel, nicht, wie sie sonst pflegte aus Rücksicht für den Überzug, *niedergleiten*, sondern *niederfallen*; Rosi stand vor ihr, nahm einen Zipfel der blanken Schürze und steckte ihn in den Gürtel. Ihre Augen funkelten vor Entrüstung, ihre Lippen wurden dick und scharlachrot. Sie kreuzte die nackten Arme und sprach erregt:

„No, das is aber doch!“

Das Fräulein hat indessen ein stilles Gebet verrichtet: Lieber Gott, gib mir Kraft, vor diesem braven, aber der feinen Politur ermangelnden Mädchen die Würde des Familienlebens meines verirrtten Vettters zu wahren. Gib mir Kraft, ich brauche sie; ich glaube, ich habe keinen Puls, und meine Füsse sind ganz steif. Wie mir jetzt ist, so dürfte es der Erde sein, wenn sie dereinst in die Eisperiode tritt. O, meine Sonne, mein Prachtmenschenexemplar, wie siehst du aus!

„Die Rainer“, nimmt Rosi wieder das Wort, „dos ist die Lokalsängerin, wo neulich so viel in der Zeitung g’sstanden is. Doss die daneben wohnt, weiss freilich die ganze Strass’n. Doss aber der Herr Vetter zu *der* ihrer Bekanntschaft g’hört, hätt i mer nit denkt. Hot so a scheene Frau und lauft der schiechen Astel nach.“

Susannens Zähne klappern aneinander, die Zunge klebt ihr am Gaumen, doch gelingt es ihr, dank ihrer heroischen Anstrengung, in ziemlich natürlichem Tone zu sagen: „Ja, meine liebe Rosi, die Rainer ist eben eine grosse Künstlerin.“

„So, und drum schickt er ihr wos zu Weihnachten, und vielleicht gar hinterm Rücken der gnädigen Frau?“

„Liebe Rosi“, erwidert Susanne zurechtweisene und verleugnet ihre Wahrheitsliebe, um die Familienehre zu schützen, „dieses Geschenk, es wird von ihm und von ihr sein. Es ist so Sitte bei den Herrschaften, dass sie grossen Künstlerinnen zu passenden Gelegenheiten Blumen schicken oder — Christbäume.“

„Meinen’s Fräul’n? — No jo“, spricht Rosi mit ihrem gewohnten überlegenen Lächeln und geht, das Abendessen anzurichten, das heute aus Fisch und Gugelhupf besteht. Dazu braut sie einen guten Punsch für sich und ihre Schwestern. Es geschieht ohne Wissen der Gebieterin, die nicht ahnen darf, dass in ihrem Hause Spirituosen, diese Mörder der Intelligenz, genossen werden.

Während der kleine Betrug an ihr verübt wird, bleibt Susanne ihren traurigen Betrachtungen überlassen.

Solitär, wenn er nicht bei Fräulein Rainer ist! Ein Ehegatte und Familienvater? „Ohne *dir*“, schauerhaft! Wenn er noch gesagt hätte: „Ohne dich!“ — Gott, wie tief sinkt man sofort in jeder Hinsicht, wenn man in einer das das Gleichgewicht verloren hat.

Tiefbekümmert fragt die Susanne, ob sie dem ahnungslosen Vetter, hinter dessen tiefstes Geheimnis sie gekommen ist, je wieder unter die Augen wird treten können und gar seiner betrogenen Gattin und seinen armen Kindern, deren Vater, statt für sie zu sparen, Solitäre kauft für Fräulein Rainer.

Zu Tode schämen muss sie sich vor ihnen allen . . . sie, die Mitwisserin einer grossen Schuld. Es wird ihr aufs Herz fallen, verdammende Stimmen

werden ihr zurufen: Mitwisslerin! — Ach, gar zu gern hätte sie sich den morgigen Besuch, vor dem ihr schaudert, erspart, sich krank melden, sich entschuldigen lassen. Doch nein! Sie hat leider schon gelogen am heiligen Abend, sie wird nicht wieder lügen am heiligen Tage. Durch! sagt sie mit Strafford, mitten durch die gehäuften Trümmer ihres schönsten Wahngebildes.

Nun sitzt sie da, die Hände im Schosse, wie sie nicht mehr gesessen, seitdem sie Totenwache gehalten hat an der Bahre ihrer Grossmutter.

Rosi lässt sich wieder sehen, deckt den Tisch, stellt mit berechtigtem Stolze das Abendbrot auf und wünscht guten Appetit. Sie wird beurlaubt und kehrt zu ihren Schwestern zurück, die eben eingetroffen sind.

In der Küche geht es munter zu. Man schmaust, man plaudert, man findet des Kicherns kein Ende.

Susanne nickt zustimmend mit dem Kopfe, so oft sie lachen hört: „Freut euch des Lebens, ihr Armen, euch glüht ja noch das Lämpchen des Glaubens an die Menschen, sagt sie leise und würgt einige Stückchen Fisch hinunter.

Sie tut es nur, um Rosi, wenn sie am nächsten Tage fragen sollte: „Hat's g'schmeckt?“ erwidern zu können: „Es war so gut, dass ich nicht alles auf einmal verspeisen wollte und mir etwas aufgehoben habe für heute.“ — Ach Gott, ja, morgen ist wieder ein Heute und übermorgen auch, und so geht es fort und dürfte noch lange fortgehen, denn Susanne hat eine eiserne Gesundheit. Vor ihr liegt ein weiter, ein einsamer Weg. Die Menschen, denen sie Gutes tut, was ist sie ihnen? Eine unermesslich reiche Person, die einen Teil ihres Überflusses dazu verwendet, sie aus drückender Not zu befreien. Mit der Erinnerung an diese schwindet auch die Erinnerung an die Befreierin.

Stunden verfliessen. Im Hause ist alles still geworden. Das Fräulein geht, sich zu überzeugen, ob die Wohnungstür versperrt und verriegelt und die Sicherheitskette vorgelegt ist. Jawohl, so müde und schläfrig Rosi gewesen sein mag, sie hat alles in Ordnung gebracht, ehe sie zur Ruhe ging. Brave Person! Eine brave Dienerin zu haben, ist ein Glück, das ein einzeln stehendes weibliches Wesen nicht genug schätzen kann. Als Susanne in ihrem Schlafzimmer niederkniet zu ihrem Abendgebet, dankt sie dem Himmel ganz besonders für diese Gnade; sie betet überhaupt sehr lange, gibt immer wieder einige Vater- unser zu für einen vom rechten Wege Abgeirrten.

Endlich legt sie sich zu Bette und will schlafen. Aber der Wille gebietet dem Schlaf nicht, verscheucht ihn im Gegenteil durch energisches Herbeirufen. Schweige denn, Wille, weichet hinweg, Gedanken! Ein tiefer, gesunder Schlaf wird Susannen heute schwerlich erquicken, doch vielleicht gelingt es ihr, in einen ihre Traurigkeit abstumpfenden Dusel zu kommen. So dämmert sie hin in der Finsternis, die rings um sie, die in ihr herrscht, schliesst die Augen und rührt sich nicht.

Nach einer Weile, was sieht sie mit ihren geschlossenen Augen? Gerade vor sich das Erglimmen eines schwachen Lichtscheines. Er wird immer heller und geht von einer vergoldeten Nuss aus, die langsam über dem Rand des Bettes aufsteigt, wie ein kleinwinziger Mond. Das Licht, das er verbreitet, ist warm wie das Leben und rosig wie junge Liebe. Allmählich nimmt er noch eine schönere Färbung an, und darüber braucht man sich nicht zu wundern, denn die Morgenröte ist dazugekommen, eine herrlich strahlende Morgenröte, die das Nahen der Sonne verkündet, und da flammt sie auch schon empor in Gestalt eines feuerfarbigen Apfels. Als Herold, mit etwas defektem Federbusch, sprengt

ein gelber Reiter vor ihr her. Er gibt seinem Rosse die Sporen, ein mächtiger Satz, und da steht er salutierend auf dem Federbette des Fräuleins.

Sie fährt auf, schlägt sich vor die Stirn, hat im Nu Licht gemacht, schlüpft in ihre Pantoffelchen und eilt ins Nebenzimmer.

Da liegt auf dem Tische vergessen ihre Christbescherung, der sichtbare Beweis, dass es doch ein Wesen gibt, das sich ihrer am heiligen Abende erinnert und das — *selbst* ein Kind — die Geschenke des Christkindleins mit ihr geteilt hat.

Dieses wunderbare Ereignis ist ihr aufgespart worden, ihr, der alten Jungfer, die dar keinen Anspruch machen darf auf die Liebe von Kindern. Kürzlich erst hat sie ein solches Glück erfahren, und statt sich seiner innigst zu freuen, setzt sie sich hin, die undankbare Kröte! und melancholisiert und überlässt sich feigem Selbstbedauern!

Beschämt und reuig, aber mit einer sozusagen wonnegetränkten Seele ergriff Susanne ihren Husaren, ihren Apfel, ihre Nuss und begab sich zurück ins Schlafgemach. Bevor sie ihr Lager wieder aufsuchte, legte sie die Geschenke Tonis auf das Nachtkästchen in derselben Reihenfolge, die er ihnen mit Ordnungssinn und feinem Gefühle für Rangunterschiede angewiesen hatte.

Sie blieb hellmunter und überliess sich heiteren Vorstellungen, deren Mittelpunkt Toni bildete.

Was für treuherzige Augen er hat, und *treuherzig* ist er und *warmherzig* dazu, das sprach sich gar deutlich in seinem Handkuss aus. Welch ein Unterschied zwischen diesem und dem Quasi-Handküssen des höflichen Neffen und der zierlichen Nichte! Susanne erinnert sich vieler kleiner Züge, die ihr im Benehmen Tonis angenehm aufgefallen sind: des Ernstes, den sie so oft an ihm bewundert hat, des Buckels voll Sorgen, den er macht, wenn die jüngern Geschwister seiner Obhut anvertraut werden. Er nimmt seinen Teil der häuslichen Sorgenlast auf seine jungen Schultern. Und brav ist er und verlässlich und hat noch nie vergessen, einen Auftrag, den das Fräulein ihm gab, zu bestellen.

Zum Pfadfinder und Genie scheint Toni — wohl ihm! — keine Anlage zu haben, aber ein vortrefflicher Mann, geschickt in seinem Fache, ein Muster für seine Standesgenossen, die Vorsehung seiner Gehilfen könnte er werden, wenn er eine tüchtige Erziehung, wenn er Bildung bekäme, die echte, die von innen heraus kommt, den Wert des Menschen erhöht und den Stolz auf seinen Wert verringert.

Wenn er die bekommen *könnte*? fragt Susanne und ruft auf einmal laut aus: „Er *soll* sie bekommen!“

Ein Gedanke über alle Gedanken ist raketenhaft in ihr emporgeschossen; sie setzt sich auf in ihrem Bette, sie lacht und weint. Es vergeht eine lange Zeit, bevor die hochgehenden Fluten ihrer Empfindungen sanft und selig verebben. Endlich liegt ihr Kopf wieder auf dem Kissen, sie atmet leicht und wird gut schlafen.

Vorher aber komme noch einmal, Freundin Phantasie, und male ihr die am morgigen Tage bevorstehenden Ereignisse deutlich aus.

Sie sieht sich, schon um acht Uhr früh, in grösster Parade und mit der Spitzencoiffe, federnden Ganges hinüber wandern zu dem Nachbarn Kunzel. Die Bedienerin lässt sie ein, und sie findet die Familie, wie immer zu dieser Stunde an einem Feiertage, um den Frühstückstisch versammelt.

Beim Eintreten des verehrten und unerwarteten Gastes springen alle auf. Sie aber spricht: „Sitzen bleiben! Ich allein stehe, wie sich's gehört für eine Bittende. Lieber Meister, liebe Meisterin, erlauben Sie mir, den Toni zu adoptieren. Er bleibt Ihr Sohn und wird auch der meine, und im nächsten Jahre nehme ich als Familienglied teil an Ihrem Weihnachtsfeste.“

✠ Friedrich Knuchel.

In den Nachmittagsstunden des 5. Dezember haben wir einen lieben Kollegen zur letzten Ruhestätte geleitet, einen Mann, der es wohl verdient, dass wir auch in unserm Blatte seiner ehrend gedenken.

Friedrich Knuchel hat von Kindheit an die Härten des Schicksals kennen gelernt. Die schwere, entbehrungsreiche Jugend stählte die Kraft des jungen Lehrers, der mutig den Kampf des Lebens aufnahm. Er hat die Worte unseres verehrten Gustav Fröhlich in die Tat umgewandelt:

„Willst du leben, o so fliehe nicht des Daseins schwerste Mühe;
Handle heute, träume morgen, wahr' die Liebe, trag' die Sorgen,
Halt wie reines Gold beisammen deines Wesens lichte Flammen.
Übers bunt verwirrte Spiel schaue fest aufs letzte Ziel.
Wer da kämpfet, ringt und strebt — der nur lebt.“

Überall, wo Friedrich Knuchel wirkte, war er geachtet und geliebt wegen, seines goldenen Charakters. In einem Dorfe des Seelandes, wo er Lehrer war lernte er seine treue Lebensgefährtin kennen, mit der er bis zu seinem Tode in glücklichster Ehe lebte. Zwei Söhne und eine Tochter machten die Freude der Eltern aus. Damit seine Kinder die Schulen der Stadt besuchen könnten, zog F. Knuchel nach Bern, wo er 30 Jahre lang als Lehrer segensreich wirkte. Eine berufenere Feder müsste seine Arbeit in der Schule schildern, wir können nur davon sprechen, was er uns Lehrerinnen als Kollege war. Wo er uns mit Rat und Tat beistehen konnte, da geschah es. In seiner geraden, aufrichtigen Art tadelte er, was zu tadeln war, aber immer war er uns ein wohlmeinender Freund. Bei all denen, die je mit ihm in Berührung kamen, ist deshalb die Trauer um den Dahingeshiedenen eine aufrichtige, grosse. Aus wie manchem Munde haben wir schon gehört: „Wie schade, dass er von uns gehen musste, wir haben ihn so sehr geschätzt und geliebt.“

Vor vier Jahren nahm F. Knuchel Abschied von seiner geliebten Schule. Jedermann wünschte und hoffte, es möchte ihm ein freundlicher, sonniger Lebensabend beschieden sein. Es sollte anders kommen. Herbes Leid, verursacht durch Krankheit lieber Angehöriger, blieb ihm nicht erspart; aber auch das hat er, ohne mit dem Schicksal zu hadern, mutig getragen. Bis zum letzten Augenblicke zeigte er warme Anteilnahme für das Leid anderer und suchte es zu lindern, wo dies im Bereich seiner Möglichkeit war. Viel zu früh für seine Familie und für uns alle nahm ihn der Tod uns weg; wir werden ihn schmerzlich vermissen, uns aber doch darüber freuen, dass wir das Glück hatten, ihn gekannt zu haben. Wir werden ihn stets in treuem, liebevollem Andenken behalten.
